
Schumpeter und das Geld

Rezension von: Peneder, Michael/Resch, Andreas (2021). *Schumpeter's venture money*. Oxford, Oxford University Press. 416 Seiten. Gebundenes Buch. 90 GBP. ISBN 978-0-198-80438-3.

Kennerinnen und Kennern des Oeuvres von Joseph A. Schumpeter ist wohl bekannt, dass der bedeutende Ökonom keine Monographie zur Rolle des Geldes und des Finanzsektors im wirtschaftlichen Entwicklungsprozess verfasst hat. Die von Fritz Karl Mann 1970 aus dem Nachlass herausgegebene Schrift „Das Wesen des Geldes“ vereinigt zwar wichtige Elemente von Schumpeters Positionen zum Thema, blieb aber letztlich unvollendet. Damit ist freilich nicht gesagt, dass Schumpeter in seinen Arbeiten keine konsistenten Vorstellungen vom Geld und seiner Rolle in einer (kapitalistischen) Wirtschaft entwickelt hat. Diesem Thema ist das Buch von Michael Peneder und Andreas Resch gewidmet. Es bietet die erste zusammenfassende Darstellung von Schumpeters Geldtheorie, nicht nur auf Basis seiner gedruckten Werke, sondern auch unter Hinzuziehung von Manuskripten, die im Archiv der Harvard University aufbewahrt werden.

Schumpeters Geldtheorie ist keineswegs nur von dogmenhistorischem Interesse. Nachdem diese lange Zeit wenig Beachtung fand, wird sie in der rezenten ökonomischen Forschung dort und da erwähnt. So verfassten R.G. King und R. Levine 1993 einen Beitrag im „Quarterly Journal of Economics“ mit dem sprechenden Titel „Finance and Growth. Schumpeter Might be

Right“.¹ In den letzten Jahren haben eine ganze Reihe empirische Arbeiten, die im Buch von Peneder und Resch angeführt und besprochen werden, gezeigt, dass die Überlegungen Schumpeters zum Thema Geldwesen und Wachstum durchaus eine nähere Analyse verdienen.

Ein Aspekt, der für die Kooperation des Ökonomen Peneder mit dem Wirtschaftshistoriker Resch wohl leitend war, ist der besondere historische Kontext, in dem Schumpeter seine Vorstellungen von Geld und Geldwesen entwickelt hat. Zwar gilt für alle Ökonominen und Ökonomen, dass sie „Kinder ihrer Zeit“ sind, doch für nur wenige, dass sie über konkrete Erfahrungen als Unternehmerin bzw. Unternehmer verfügen, noch dazu in einer geldpolitisch derartig turbulenten Zeit wie im Fall von Schumpeter in der ersten Hälfte der 1920er-Jahre.

Zum Verständnis von Schumpeters Zugang zur Funktion des Geldes gehen Peneder und Resch von zwei Erklärungsebenen aus. Zum einen präsentieren sie eine knappe Geschichte des Geldes und der Geldtheorie, wie sie sich zur Zeit von Schumpeters akademischer Sozialisation darstellte, eine Dogmengeschichte, die Schumpeter genau kannte und rezipierte, wie er überhaupt in seinen Arbeiten über ein ausgezeichnetes Einfühlungsvermögen in wirtschaftshistorische Zusammenhänge verfügte. Zum anderen werden die Umstände von Schumpeters Scheitern als Banker und Unternehmer, die in den meisten Schumpeter-Biographien nur am Rande behandelt werden, näher beleuchtet, nicht zuletzt um zu erklären, warum Schumpeter in seiner späteren wissenschaftli-

¹ 108 (3), 717–737.

chen Karriere keine zusammenfassende Conclusio zu seinen geldtheoretischen Überlegungen verfasst hat, gleichzeitig aber ein Leben lang versucht hat, eine dynamische Theorie von Geld und Bankwesen zu erarbeiten.

Nicht weiter überrascht, dass Schumpeter wie in seinen Arbeiten über das Wesen des Wirtschaftswachstums und dessen Zyklen auch beim Thema Geld vom Handeln des Unternehmers ausging. Für Schumpeter hatte das Geldwesen in einer entwickelten Volkswirtschaft seinen Ursprung in der Schaffung und Allokation von Kaufkraft für unternehmerische Aktivitäten. Seine Existenz bildet seiner Ansicht nach die zentrale Vorbedingung für Innovation. Geld ist für ihn primär eine Sozialtechnologie zum Rechnen, nicht so sehr eine Ware oder ein rechtlich anerkanntes Zahlungsmittel. Im Wesentlichen stützt sich Schumpeters Auffassung von der Funktion des Geldes und des Finanzsektors auf eine Claim-Theorie. Schumpeter betrachtete Geld als ein „ticket“, einen „voucher“, wie eine Aktie. Eine zu diskutierende Verbindung von Geldwesen und Realwirtschaft ergibt sich für ihn dann, wenn es zu Schwierigkeiten bei der Finanzierung von Innovationen kommt. Solche befördern zwar Innovationen im Finanzsystem, diese haben jedoch nicht nur positive Einflüsse auf die Realwirtschaft, sondern können ebenso zu deren Instabilität beitragen. Genau das ist auch Schumpeters Erklärung für die Ursachen des Schwarzen Freitags und der Weltwirtschaftskrise der 1930er-Jahre. Schumpeter ging von innovationsgetriebenen Zyklen und Krisen aus. In Konkordanz zu Irving Fishers Erklärung der Weltwirtschaftskrise aus

dessen „debt-deflation theory“ sah er übertriebene Gewinnerwartungen während der zweiten industriellen Revolution in den 1920er-Jahren als Auslöser der Krise. Der Aufstieg neuer Industriezweige und die rasante Entwicklung technischer Innovationen hätten demnach die Risikobereitschaft der Anlegerinnen und Anleger in den 1920er-Jahren so gesteigert, dass viele Investments auf großen Schulden basierten. Schumpeter sah den Börsenkrach von 1929 daher als Gesundungsprozess. Im Gegensatz zu Keynes trat er in dessen Folge zwar für Staatsintervention zur Kontrolle des Bank- und Börsenwesens ein, nicht jedoch für „deficit spending“ zur Ankurbelung der Konjunktur durch den Staat.

Eine Erfahrung, die Schumpeter sicherlich aus den turbulenten 1920er-Jahren gewann, weist auf einen weiteren Grund für den Ausbruch der Weltwirtschaftskrise der 1930er-Jahre hin. Das Kreditsystem ist Geburtshelfer des Neuen, aber es schafft das Neue nicht, und es initiiert es nicht. Es bescheinigt auch keine produktive Leistung.²

Hier scheinen nun besonders Schumpeters Erfahrungen als Unternehmer in seine Überlegungen eingeflossen zu sein. In den frühen 1920er-Jahren trat Schumpeter bekanntlich nicht als Universitätslehrer, sondern als Banker und Investor auf, in seiner Funktion in der Biedermann-Bank und bezüglich der im Portfolio der Bank prominent vertretenen Industrieunternehmen der Braun-Stammfest-Industriegruppe. Sein Scheitern sorgte für

² Schumpeter, Joseph A. (1970). Das Wesen des Geldes. Aus dem Nachlaß herausgegeben und mit einer Einführung versehen von Fritz Karl Mann. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 297f.

einen privaten Schuldenberg, der seine wissenschaftliche Karriere bis in die frühen 1930er-Jahre beeinträchtigte, weil er durch Vorträge und ähnliche Aktivitäten zu zusätzlichen Einnahmen gezwungen war. Peneder und Resch machen allerdings klar, dass der Misserfolg nur zum Teil auf Schumpeters mangelnde Praxis als Unternehmer zurückzuführen war. Zum Teil waren auch die Rahmenbedingungen an den Schwierigkeiten seiner Unternehmen schuld. Schumpeters Rolle in der Biedermann-Bank und in der Braun-Stammfest-Gruppe hatte primär strategischen Charakter. Er stand für eine gewisse Prominenz der Investorengruppe und fungierte bis zu einem gewissen Grad auch als Werbeträger. Nichtsdestoweniger war sein Eintreten für den Einsatz von Bankkapital zum Zweck innovativer Industrieproduktion mit seinen theoretischen Einsichten in den kapitalistischen Wirtschaftsprozess völlig kompatibel. Auch die Überlegung, in Zeiten der Hyperinflation in reale Werte zu investieren, war grundsätzlich richtig. Das Problem lag jedoch in der Fremdfinanzierung. Während der Hyperinflation entwerteten sich die aufgenommenen Kredite, bevor sie investiert werden konnten. Nach der Stabilisierung der Krone war das Zinsniveau in Österreich ausgesprochen hoch. Schumpeter und Braun-Stammfest galoppierten die Kreditzinsen davon, ganz abgesehen davon, dass beide die Schwierigkeiten, einen Industriekonzern aus dem Bo-

den zu stampfen, unterschätzt hatten. Zudem wurde Schumpeter zum Verhängnis, dass ihm sein Bankengagement nicht zuletzt zur Finanzierung eigener spekulativer Investments diente. Obwohl Schumpeter wöchentlich strategische Besprechungen mit Braun-Stammfest hielt und die Bilanzen regelmäßig überprüfte, kam es zum Desaster. Ein Ökonom ist eben doch nicht notwendigerweise ein guter Unternehmer!

Schumpeters Überlegungen zum Zusammenspiel von Finanzsektor und Realwirtschaft verdienen aber weiterhin Interesse. Schumpeter sah diesen grundsätzlich als eine Triebkraft im Rahmen der „schöpferischen Zerstörung“ im Wachstumsprozess einer kapitalistischen Wirtschaft. Aus dem Finanzsystem in die Realwirtschaft überschwappende Krisen betrachtete er als letztlich notwendige Bereinigungen. Negativen Externalitäten, etwa durch „crowding-out“ qualifizierter Arbeitskräfte oder produktiver realwirtschaftlicher Investments, ja auch der Schwächung der Finanzstabilität maß er keine langfristige Bedeutung zu. In dieser Beziehung lag er sicherlich falsch, aber das hätte ihn nicht weiter gestört. Er verstand sich ohnehin immer mehr als Anreger denn als Verkünder endgültiger Wahrheiten. Als solcher, das können Peneder und Resch eindrucksvoll belegen, ist er bis in die Gegenwart leistungswert.

Andreas Weigl